

Aus:

KARIN HOSTETTLER, SOPHIE VÖGELE (HG.)
Diesseits der imperialen Geschlechterordnung
(Post-)koloniale Reflexionen über den Westen

Dezember 2013, 340 Seiten, kart., 34,99 €, ISBN 978-3-8376-2343-7

Welche Konsequenzen hat die (post-)koloniale Kritik für die westlich geprägten Gender Studies? Wie sieht eine (post-)koloniale Intervention aus, die weiße Frauen und queere Individuen als westliche, hegemoniale Subjekte sichtbar macht, jedoch nicht ihre Abgrenzungen gegenüber Heteronormativität und patriarchalen Strukturen verdeckt?

Dieser Band versammelt Beiträge aus unterschiedlichen disziplinären Feldern und gibt einen breit gefächerten Einblick in Ansätze transformativer Kritik, die Geschlecht und Sexualität als westliche Konzeptionen aufdecken und herausfordern.

Karin Hostettler (lic. phil.) hat Theorien der Gender Studies an der Universität Basel gelehrt. 2012/2013 Forschungsaufenthalt an der Humboldt-Universität zu Berlin, seit 2013 wissenschaftliche Assistentin für Gender und Diversity an der Universität St. Gallen.

Sophie Vögele (lic. phil.) lehrt in Basel und ist Doktorandin der York University, Toronto.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts2343/ts2343.php

Inhalt

Diesseits der imperialen Geschlechterordnung

Eine Einleitung

Karin Hostettler und Sophie Vögele | 7

Koloniale Muster geschlechtsspezifischer Berufsorientierung

Postkoloniale Anmerkungen

Patricia Baquero Torres und Frauke Meyer | 37

Bevölkerung, Krise, Nation

Koloniale Kontinuitäten in demografischen

Fertilitätsdebatten

Franziska Schutzbach | 77

Kolonialisierung in Mitteleuropa: Zivilisatorische Moderne und die Transformation jüdischer Männlichkeit

Kristiane Gerhardt | 107

»[...] ist doch auch das Geschlechtsleben des erwachsenen Weibes ein *dark continent* für die Psychologie«

Martina Tißberger | 131

Was bilden wir uns eigentlich ein?

Angelika Böck | 173

Das ›Going Native‹ des primitivistischen Künstlers und die exotische Frau

Victor Segalens kritische Ästhetik des Exotismus

Ladina Fessler | 197

Kritische Verwicklungen des kultivierten Begehrens

Bürgerliche Geschlechterordnung, eurozentrische

›Rassen-‹theorie und die Frage der Kritik bei Immanuel Kant

Karin Hostettler | 225

Feministischer Orientalismus und Sexualpolitik

Spuren einer unheimlichen Beziehung

Gabriele Dietze | 255

Global Sisterhood Revisited

Möglichkeiten und Fallstricke grenzüberschreitender
Solidarität

Franziska Dübgen | 291

Nachwort

Hegemoniale Selbstaffirmierung und Veränderung

Andrea Maihofer | 319

Autor_innen | 333

Diesseits der imperialen Geschlechterordnung

Eine Einleitung

KARIN HOSTETTLER UND SOPHIE VÖGELE

»Und wenn unsere weißen Schwestern
radikalen Freundinnen uns vor sich sehen
von Angesicht zu Angesicht
und nicht als das Bild das sie besitzen
sind sie nicht mehr so sicher
ob
sie uns genau so mögen.
Wir sind nicht so glücklich wie wir aussehen
an
ihrer
Wand.«
(JO CARILLO ZIT. N. OGUNTOYE/OPITZ/
SCHULTZ 1986: 38)

Zahlreiche Interventionen aus der (post-)kolonialen Theorie zeigen immer wieder auf, dass sich die Gender Studies im europäischen und insbesondere im deutschsprachigen Raum nicht genügend mit (post-)kolonialen Fragen befassen. Der Sammelband *Farbe bekennen* (1986) ist eine der frühesten Publikationen, mit der sich nicht-weiße¹ deutsche Frauen zu

1 Die Schreibweise *weiß* und Schwarz bezieht sich u.a. auf Oguntoye/Opitz/Schultz (1986) und verweist auf die gesellschaftlichen Konstruktionen von

Wort melden und auf die Geschichte und Lebensrealität afro-deutscher Frauen aufmerksam machen. Darauf folgen Publikationen wie jene von Fatima El-Tayeb mit ihrer Monografie *Schwarze Deutsche* (2001), Grada Kilombas Buch *Plantation Memories* (2008) und auch Sammelbände wie *re/visionen* (2007), *Mythen, Masken und Subjekte* (2005) und *Spricht die Subalterne deutsch?* (2003) versammeln Interventionen von People of Color, die auf den Kolonialismus Deutschlands und koloniale Kontinuitäten im gesamten deutschsprachigen Raum aufmerksam machen, Rassismen im Alltag diskutieren, auf deren psychologische, gesellschaftliche und institutionelle Folgen hinweisen und Widerstandsstrategien aufdecken. Sie und viele andere wichtige Beiträge haben aufgezeigt, dass die Verknüpfungen von Kolonialismus, Rassismus und Geschlechterverhältnissen wie auch Sexualität für ein umfassenderes Verständnis vorherrschender gesellschaftlicher Realitäten zentral sind. Der vorliegende Sammelband knüpft an diese Interventionen an und will sie weiter in die Gender Studies tragen. Die Publikation versteht sich als einen Beitrag, der dazu verhelfen soll, postkoloniale Perspektiven verstärkt als integralen Bestandteil der Gender Studies zu etablieren, Geschlecht und Sexualität weitergehend auf ihre rassifizierende Normativität hin zu befragen sowie deren Theoretisierung kritisch zu beleuchten und die implizite Norm der *weißen* Gender Studies weiter zu destabilisieren.

Ausgehend von der *imperialen Geschlechterordnung* richten wir unseren Blick auf das *Diesseits*. Wir gehen also der Frage nach, welche Auswirkungen des Kolonialismuskurses sich in Bezug auf die europäischen, modernen Geschlechterverhältnisse ausmachen lassen und in welche Verwicklungen sich koloniale Logiken auch im deutschsprachigen Raum begeben haben. Dadurch eröffnet sich ein ganzes Feld von Perspektiven, die eingenommen, und Fragen, die gestellt werden müssen. Die Frage nach historischen Konstitutionsprozessen und gegenwärtigen Effekten von kolonialen Geschlechterverhältnissen verstehen wir als Überschneidung mehrerer Prozesse. Eine solche kritische Befragung kann das Selbst und Andere unterschiedlich beleuchten und betonen: Wie wir im Folgenden ausführen werden, kann der Fokus auf Andere gelegt

phänotypischen Merkmalen als Differenzierungs- und Hierarchisierungsmerkmal. Mit der Großschreibung von Schwarz wird zugleich das widerständige Potenzial, das in dieser politisch-strategischen Selbstbezeichnungspraxis eingeschrieben ist, hervorgehoben. Im Gegensatz dazu wird *weiß* klein geschrieben.

und nach der Abgrenzung und Überordnung des Selbst gefragt werden. Oder der Fokus liegt auf dem *Austausch* zwischen geschlechtlich unterschiedlich positionierten Selbst und Anderen und der gegenseitigen Konstitution, Einflussnahme und Abhängigkeit. Eine dritte Perspektive nimmt die Effekte in den Blick, die durch Andere für das Selbst entstehen. Zentral für diesen Sammelband ist, dass vergeschlechtlichte koloniale Othering- und Selbstaffirmierungsprozesse nicht nur außerhalb Europas zu lokalisieren sind. Wir sehen deshalb die Notwendigkeit, einerseits die Rückwirkungen dieser Prozesse auf Europa selbst zu untersuchen, andererseits dieselben Prozesse innerhalb Europas/dem Westen² in den Fokus zu nehmen, und letztlich den konstitutiven Zusammenhang dieser Prozesse innerhalb und außerhalb Europas/des Westens zu beleuchten. Dabei fassen wir die hiesige europäische/westliche Gesellschaft als diesseitig, durch den Kolonialismus geprägt, und fragen nach den Auswirkungen und Einflüssen des Imperialismus und Kolonialismus auf die Geschlechterverhältnisse in der europäischen Vergangenheit und Gegenwart.

Insofern wir nicht nur die europäischen/westlichen Geschlechterverhältnisse, sondern auch die westliche, feministische Kritik innerhalb und außerhalb der Akademien aus einer (post-)kolonialen Perspektive diskutieren, stellen sich vorgängig Fragen in Bezug auf das Unternehmen der Kritik. Obwohl sich beide kritischen Denkströmungen teilweise in ähnli-

2 Wir verwenden Europa und Westen in diesem Text in einer austauschbaren Weise, auch wenn die beiden Begriffe Unterschiedliches bezeichnen bzw. betonen: Wir verstehen Europa als Teil des Westens, der sich im Zug der europäischen Expansion herausgebildet hat. Die Bezeichnung Westen vermag eher die globale Machtposition zu erfassen und bezeichnet die hegemoniale Position, die vom nordamerikanischen Raum, Europa und je nach Sichtweise auch von Japan eingenommen wird. Europa ist eine politische, ökonomische, kulturelle und auch epistemische Einheit, die sich als Teil des Westens mit kolonialen und imperialen Elementen verbindet. In diesem Sinne verstehen wir Europa und Westen auch und im Anschluss an Hall (2002) als Ort der Herstellung und Konstitution einer Hegemonie und (post-)kolonialen Vormacht, welche durch die koloniale Vergangenheit geprägt ist. Insofern wir hier auf den Konstitutionsprozess von Europa/Westen – wie auch Orient und Okzident – eingehen, verzichten wir im Sinne einer besseren Lesbarkeit auf einfache Anführungszeichen.

chen Traditionen verorten, gibt es dennoch Inkongruenzen zu verzeichnen. Zwei Aspekte der (post-)kolonialen Kritikediskussion beleuchten wir im Folgenden genauer: Zum einen unternehmen Theoretiker_innen³ des (Post-)Kolonialismus eine Revision des Narrativs der Herausbildung der Moderne, insofern sie diese in Bezug auf den Kolonialismus neu fassen. Zum anderen lässt sich anhand dieser Diskussion verdeutlichen, welche Anforderungen eine (post-)koloniale Kritik idealerweise erfüllen sollte. In einem weiteren Schritt zeigen wir, inwiefern damit auch feministische Kritiken und Gender Studies, die sich in Beziehung zur Moderne wie auch Postmoderne artikulieren, ebenfalls neu perspektiviert werden müssen.

Die Untersuchung von orientalisierenden/okzidentalischen Formen verortet sich von Beginn weg in einem engen Verhältnis zur Wissensproduktion. Die Verbindung von Wissen und Macht ist eine der zentralen Annahmen, die Edward Said (2009 [1978]) in seinem Orientalismus-Konzept im Anschluss an Michel Foucault sowie auch Theoretiker_innen des Okzidentalismus (vgl. insbes. Coronil 2002 [1996]; Mignolo 2000) aufgenommen haben. Darin werden sowohl das Alltagswissen als auch die Wissensproduktion in der Akademie als zentrales Element für die Herstellung von Ungleichheitsverhältnissen diskutiert – ebenso wird die Frage gestellt, wie eine Analyse aussehen kann, die Ungleichheitsverhältnisse benennt, sie aber zugleich nicht weiter verfestigt. Denn eine (post-)koloniale Kritik sollte unserer Ansicht nach die Leistung vollbringen, sich zwischen zwei Polen zu bewegen: Einerseits sollten ungleiche Machtverhältnisse nicht verschleiert, andererseits aber im Akt der Benennung und als etablierte Analysekategorie auch nicht reproduziert werden. In Bezug auf (Post-)Kolonialität macht die Diskussion von Stuart Hall (2002) die Bedeutung dieser Anforderung deutlich. Einerseits sollen koloniale Differenzen in ihrer verallgemeinernden, übergeneralisierten und -determinierten Form aufgegriffen werden. Andererseits soll gleichzeitig gezeigt werden, inwiefern diese Verallgemeinerungen unzulässig und verfälschend sind. Dies kann erreicht werden, indem Differenzen und Disseminationen betont werden, welche die Verallgemeinerungen unterlaufen (ebd. 231). Damit stellt sich in Bezug auf Europa die Frage, inwiefern sich Europa einerseits als eine Einheit herausbildet, d.h.

3 Die Verwendung des Unterstrichs bezieht sich auf Herrmann (2003). Einen Überblick über queere Sprachstrategien gibt Baumgartinger (2008).

wie der Herstellungs- und Konstitutionsprozess dieser hegemonialen Position gezeichnet werden kann. Andererseits besteht die Aufgabe darin aufzuzeigen, inwiefern der Westen ein multipler Ort ist, der fragmentiert, in sich kolonialisiert und kolonialisierend ist und zugleich global agiert und wirkt, dennoch provinziell im Lokalen verhaftet und als globale Vormacht durch die koloniale Vergangenheit geprägt ist. Eine kritische Lektüre sollte idealerweise die Gleichzeitigkeit von Lokalität und Globalität, von Universalität und Partikularität, von Konstitutionsprozessen und Prozessen, die diesen entgegenlaufen oder sich entziehen, in den Blick bekommen.

Eine solche kritische Analyse bewegt sich teilweise auf dünnem Eis und läuft ständig Gefahr zu kippen. So muss immer wieder kritisch überprüft werden, ob Reproduktionen von machtvollen Verhältnissen vorgenommen oder machtvolle Verhältnisse verschleiert werden.⁴ Dies gilt konsequenterweise für die kritischen Traditionen selbst. Kann die kritische Haltung einen universellen Anspruch formulieren oder muss sie im Gegenteil historisch und geografisch verortet werden? In der Tat kann mit Foucault (1992 [1978]; 2005 [1984]) die kritische Haltung im Europa der Aufklärungszeit lokalisiert werden. Die Aufklärung hat einen gesellschaftspolitischen Umbruch mit sich gebracht und eine Haltung der Kritik etabliert, die Foucault als Haltung der Moderne bezeichnet. Wie jedoch Trouillot (2002) eindrücklich aufzeigt, muss auch diese kritische Haltung auf ihre Auslassungen, Leerstellen und Diskriminierungen nochmals überprüft werden. Er zeigt anhand der haitianischen Revolution, wie ein Aufstand von Sklav_innen gegen die Kolonialmacht diskursiv nicht eingeordnet und überhaupt als Ereignis gefasst werden konnte. Die vorherrschenden Begrifflichkeiten, mit denen auch die radikalste antikoloniale Kritik an der Sklaverei formuliert wurde, waren unzulänglich, um diese Geschehnisse zu verstehen. Trouillots Text weist darauf hin, dass auch die hiesige kritische Haltung eine Verankerung, einen Ort und eine Geschichte hat, die ihrerseits die koloniale Vormacht etabliert(e) und festigt(e). Dieser Verdacht gilt auch für die westlichen Feminismen und Gender Studies, die sich in weiten Teilen in (post-)moderne

4 Vor dieser Gefahr sehen auch wir uns nicht gefeit. In diesem Sinne lässt sich der Untertitel des vorliegenden Sammelbandes, (post-)koloniale Reflexionen, auch in affirmativer Weise lesen. Wir verstehen die Lesart als Ausdruck unserer Haltung, in (post-)koloniale Prozesse involviert zu sein und sie nicht ›von außen‹ objektiv beschreiben zu können.

Theorietraditionen einschreibt und sie auch umschreibt. So muss das kritische (post-)moderne Geschlechterwissen in einem (post-)kolonialen Rahmen neu verortet und kritisch untersucht werden

Infolge der Etablierung der Gender Studies in den westlichen Akademien wird zunehmend geschlechterkritisches Wissen generiert. Das geschlechterkritische Wissen erhebt bisweilen Anspruch auf eine Anwendung in globalen Kontexten. Die Frage der Anwendung diskutiert u.a. Oyèrónké Oyèwùmí in ihrer Forschung, mit der sie ihre Aufmerksamkeit auf die Geschlechterverhältnisse der Yorubagesellschaft gerichtet hat. Die Einleitung ihrer Studie *The Invention of Women* (1997) verdeutlicht die Probleme, die sich bei einer Übertragung von westlichen Konzepten auf nicht-westliche Gesellschaften stellen. Unternimmt man in einem (post-)kolonialen Setting empirische Forschung über Geschlechterverhältnisse, werden bedeutende Implikationen mittransportiert. Bevor überhaupt Wissen über eine nicht-westliche Gesellschaft gewonnen werden kann, müssen Konzepte und Ansätze, die in der Forschung zur Verfügung stehen, auf ihre Herkunft und Auswirkungen hin kritisch hinterfragt werden. Diesem Problem nachgehend argumentiert Oyèwùmí, dass die westliche Geschlechterordnung wie auch die Kritik an bestehenden Geschlechterverhältnissen, die im westlichen Feminismus artikuliert wird, Teil der eurozentrischen Moderne des Westens sind (ebd. 1-30). Dass die Geschlechterordnung selbst ein zentrales Element einer imperial(isierend)en Macht war und ist, darauf haben bereits andere hingewiesen (vgl. insbes. McClintock 1995). Mit der europäischen Expansion und dem Kolonialismus wurden globale ökonomische Verhältnisse geschaffen, wie auch Wissen und kulturelle Erzeugnisse exportiert und gewaltvoll in kolonialen Gebieten durchgesetzt. Dazu zählt die spezifische europäische Geschlechterordnung, die – wie Oyèwùmí zusammenfasst – auf einer binären Logik beruht, nicht mehr als zwei Geschlechter vorsieht, Homosexualität als unnatürlich klassifiziert und die Frau grundsätzlich dem Mann unterordnet. Oyèwùmí geht aber noch einen Schritt weiter, indem sie die westlichen feministischen Kritiken an dieser Geschlechterordnung ebenfalls als imperiales Moment diskutiert: denn feministische Interventionen seien genauso an die europäischen/westlichen Vorstellungen von Geschlecht gebunden. Zentrale geschlechtertheoretische Einsichten wie die Kritik an der Verankerung von Geschlecht in der Natur/Biologie, die sozialkonstruktivistischen Ansätze zur Erforschung der Geschlechterverhältnisse und die Einsicht, dass Ge-

schlecht eine strukturierende Wirkung für die gesamte Gesellschaft habe, weist sie für die Untersuchung des (post-)kolonialen Settings in Nigeria als inadäquat zurück: Für die Erforschung der Yorubagesellschaft könnten diese westlichen Theorien und Konzepte nicht einfach über den spezifischen kulturellen Rahmen hinaus generalisiert und übernommen werden (Oyèwùmí 2010: 13). Gerade in Bezug auf konstruktivistische Ansätze weist sie im gleichen Zuge auf eine grundlegende Ambivalenz hin. Während einerseits konstruktivistische Ansätze gerade von der historischen Gewordenheit von Geschlechtskörpern und Geschlechterverhältnissen ausgeht, kann nicht gleichzeitig auf der anderen Seite behauptet werden, es gäbe eine *universelle* Unterordnung der Frauen (ebd. 10). Genauso wenig kann angenommen werden, dass jede Gesellschaft davon ausgeht, das soziale Geschlecht sei im Körper verankert oder Geschlecht habe eine gesamtgesellschaftlich strukturierende Wirkung. Konsequenterweise weist sie diese Annahmen als westliche zurück. Diese Zurückweisung – welche eine Zurückweisung von Einsichten der Gender Studies an Europa/den Westen beinhaltet – nimmt Oyèwùmí anhand einer klaren Trennung zwischen europäischer Gesellschaftsordnung und der sozialen Ordnung der Yoruba vor. Sie geht somit in ihrem Ansatz von einer kolonialen Differenz aus und richtet ihren Blick weniger auf die Vermischung und Übertragungen im kolonialen Rahmen. Damit zieht sie auch in der Geschlechtertheorie eine scharfe Trennlinie zwischen dem, was für die Yoruba gilt und dem, was von außen durch die Kolonisation oktroyiert wurde. Dieser Differenzansatz ermöglicht ihr zu bestimmen, was als Teil der Kolonialmacht an gesellschaftlichen Strukturen zurückgewiesen werden muss und welcher Anteil zur ›eigentlichen‹, nicht kolonisierten Gesellschaft und Kultur gehört. Ein zentrales Moment darin ist der Rückgriff auf die vorkoloniale Gesellschaft. Auch wenn unter bestimmten Aspekten dieser Differenzansatz problematisch ist⁵, möchten wir anhand ihrer Studie zwei bedeutende Fragen aufwerfen: Welcher Geltungsbereich ist für geschlechtertheoretische Einsichten westlicher Provenienz angebracht? Und welche Einschränkungen resp. Erweiterungen des geschlechtertheoretischen Wissens sind notwendig, um diesen Einsichten ihren Anspruch auf Universalität und ihre bevormundende Komponente zu nehmen? Oyèwùmí's Studie macht eine Anwendung feministischer Kritik auf außerwestliche bzw. außer-europäische Gesell-

5 Zur Kritik an Oyèwùmí siehe Bakare-Yusuf (2003) wie auch Apusigah (2006).

schaften als imperial aneignenden Gestus erkennbar. Eine imperiale Aneignung geschieht nicht nur dadurch, dass Kategorien der Kritik unzutreffend und nicht anschlussfähig sind, sondern auch dadurch, dass sie andere Lebensrealitäten verdecken (vgl. auch Mohanty 1988). Gayatri C. Spivak (1988) weist in diesem Zusammenhang auf die Problematik von ›Repräsentieren‹ hin – ein Begriff, in dem ›Darstellen‹ und ›Vertreten‹ zusammenfallen (ebd. 272-289) und somit im Versuch zur Repräsentation die Repräsentierten zwingend verdeckt werden. Dies bedeutet einerseits, dass, gerade indem die Darstellung der Yorubagesellschaft in Kategorien vorgenommen werden, die sich historisch im Westen/Europa verorten, eine eigene gesellschaftliche Logik, die in anderen Kategorien gefasst werden muss, erst gar nicht erscheinen kann. Andererseits wird durch die Zurückweisung von Einsichten der Gender Studies an den Westen deutlich, dass feministische Kritik sich der Historizität und des Kontexts ihrer eigenen Kategorien bewusst werden muss, um damit anderen gesellschaftlichen (Geschlechter-)Ordnungen Raum geben zu können. Dieser Raum kann erst eröffnet werden, wenn eine Reflexion darüber angestellt ist, in welchem geopolitischen Kontext feministische Kritik aufgekommen ist und Denkmuster und Kategorisierungsformen verortet werden müssen. Wie wir im nachfolgenden Abschnitt herausarbeiten, sind diese nicht nur im Europäischen und Westlichen zu verorten, sondern ebenfalls im Imperialen: Auch wenn Konzepte, Denkmuster und Kategorien auf Europa und den Westen zurückbezogen werden, bedeutet dies nicht, dass sie im globalen imperialen Kontext bedeutungs- und folgenlos waren oder sind.

Mit der zweiten Frauenbewegung und Simone de Beauvoir (2008 [1949]) als eine ihrer zentralen Stimmen, gilt die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als Ausgangspunkt der Hinterfragung der biologischen Determiniertheit von Geschlecht und der Erforschung von sozialen, psychologischen und kulturellen Aspekten des gelebten Geschlechts. Mit der Einsicht, dass Geschlecht nicht ›angeboren‹ ist, stellte sich auch die Frage nach der historischen Entstehung der bürgerlichen Geschlechterordnung. Der soziale Umbruch in der Aufklärungszeit in Europa war begleitet von der Durchsetzung der bürgerlichen Geschlechterordnung, die sich über alle Gesellschaftsschichten hinweg als hegemoniales Ideal präsentiert hat. So fand in der Aufklärungszeit die Verankerung des Geschlechts in der Anthropologie statt – wobei zugleich eine ›weibliche Sonderanthropologie‹ (vgl. Honegger 1991) die hegemoniale männliche Anthropolo-

gie begleitete – und das Zwei-Geschlechter-Modell gegenüber dem Ein-Geschlechtsmodell eine diskursive Vormacht erhielt (Laqueur 1992). Dieser Umbruch in der Geschlechterordnung fand global gesehen in einer Zeit statt, in der Europa bereits seit längerer Zeit kolonialistisch agierte. Berücksichtigt man diesen historischen Kontext, ist die Frage naheliegend, inwiefern der Export und die Aushandlungen europäischer Kategorien in den Kolonien die europäische Geschlechterordnung geprägt haben. Entsprechend rückt der vorliegende Sammelband Momente in den Fokus, in denen der koloniale Kontext die Geschlechterordnung *in Europa* geprägt hat und über die Kolonisierung hinaus anhaltend prägt. Tatsächlich finden sich viele Studien über die gewaltvolle Implementierung der bürgerlichen Geschlechterordnung in *kolonisierten Gebieten*. Insbesondere die Studie von Jacqui Alexander (1994) zeigt die komplexe Gleichzeitigkeit von Angleichung und Veränderung auf, die Kolonisierte als Reaktion auf Zuschreibungen von Geschlechtlichkeit und Sexualität leisten mussten. Solche Prozesse, die wir im Folgenden genauer darstellen, gilt es, erneut in Beziehung zu Europa zu setzen und grundlegender zu erforschen. Alexander (1994) beschreibt, wie die bürgerliche Geschlechterordnung der Mittelklasse, die sich in der Aufklärung durchgesetzt hat, in den kolonisierten Gebieten das Ideal von Sexualität und Geschlecht bestimmt hat. Durch diese imperiale Ausweitung der europäischen Geschlechterordnung wurden Kolonisierte einem Prozess ausgesetzt, der zugleich eine Angleichung an die Idealvorstellung der Zivilisierung und Modernisierung verlangte wie auch eine Veränderung als ständige Markierung von Differenz zu den Kolonisierenden vornahm. Während der Einsetzung der Sklav_innen-Plantagen-Ökonomie fand eine Naturalisierung von *Weiß-Sein* statt, die als männliche Norm in der Figur des englischen ›gentleman‹ und als weibliche Norm in der Figur der ›unnahbaren Madonna‹ verkörpert wurde. In Bezug darauf und gleichzeitiger Abgrenzung davon wurden Schwarze Frauen als sexuell freizügige Huren verstanden (ebd. 12). Auch Sexualitäten wurden kategorisiert und grundsätzlich auf die *weiße* Sexualität bezogen und ihr untergeordnet. Diese gleichzeitige Zuschreibung von Eigenem und Anderem im selben Gestus lässt sich durch den Prozess des Othering fassen. Othering ist einerseits in psychologischem wie philosophischem Sinne bestimmt durch eine Definition von Anderen und der Konstitution von kulturellen Eigenheiten als Andere, welche jedoch gleichzeitig für das Selbst determinierend sind. Otherness ist somit Bestandteil der Konstruktion einer eigenen Rolle und Zuschreibung, welche sich von Anderen abhebt und

als Teil eines Prozesses von Reaktionen und nicht unbedingt nur als Stigmatisierung oder Verurteilung verstanden werden muss (vgl. insbes. entsprechende Rezeptionen von Lévinas 1961; 1995 und Beauvoir 1949). Andererseits wurde der Begriff Othering v.a. in den Sozialwissenschaften geprägt, um den Prozess der Unterdrückung und Bevormundung von bestimmten rassifizierten und orientalisierten Gesellschaften und Gruppen zu fassen. Dabei steht die Analyse einer gewaltvollen Verdeckung im Vordergrund – gewaltvoll auch dadurch, weil bestimmte Lebensrealitäten verunmöglicht werden (vgl. insbes. Spivak 1985; 1988 und Trinh T. Minh-ha 1989). Alexander weist darauf hin, wie im Zuge von kolonial motivierten Sozialisationsbestrebungen im Sinne einer Modernisierung der Kolonien in den karibischen Inseln und letztlich auch der Befähigung zur unabhängigen nationalstaatlichen Identität die inneren Widersprüche und die Ambivalenz von Othering im Kolonialen besonders deutlich werden:

»[...] it would indeed require a complicated set of cognitive and ideological reversals for the British to turn the savage into the civilized, to turn those believed incapable of rule into reliable rulers. Herein lies the significance of socialization into British norms, British manners, British parliamentary modes of governance, into conjugal marriage and the ›science‹ of domesticity.« (Alexander 1994: 12)

Die Ambivalenz liegt also darin, dass den Kolonisierten einerseits die Fähigkeit, sich selbst zu regieren wie auch eine zivilisierte Sexualität und ein zivilisiertes Geschlecht zu haben, abgesprochen wurde und ihnen andererseits genau die Kompetenz zur Zivilisierung zugeschrieben werden musste, womit eine Rechtfertigung des imperialen Projekts einherging.⁶ Die Geschlechterordnung, welche sich also erst gerade im aufgeklärten Europa als ehrbar etabliert hatte, wurde, um den Auftrag der Zivilisierung in den Kolonien einzulösen, implementiert. Dabei war nicht nur die Regulierung von Sexualität wichtig, sondern auch die Etablierung einer Kernfamilien-Struktur als zentrale Institution zur Weitergabe von ›kulturellen Werten‹ (ebd. 13). Alexanders Studie thematisiert aber einen

6 Johannes Fabian hebt in seiner wichtigen Studie *Time and the Other* (1983) hervor, wie eine Verweigerung von Gleichzeitigkeit – *denial of coevalnes* – deutlich macht, dass Zeit zu Distanz wird und damit jegliche Ambivalenz in der Konzeptionalisierung der außereuropäischen Anderen vom kolonisierenden Subjekt aufgehoben wird.

weiteren Aspekt, der für das Fassen der imperialen Geschlechterordnung unserer Ansicht nach zentral ist: Sie legt dar, inwiefern das Koloniale, die De-Kolonisierung und die Etablierung des Nationalismus nicht als losgelöst voneinander gedacht werden können. Als ausschlaggebend für diese anhaltende Dominanz in aktuellen institutionalisierten Praktiken weist Alexander auf das koloniale, aufklärerisch geprägte Bilder-Repertoire von gesitteter Männlichkeit sowie monogamen und heterosexuellen Beziehungsformen in Kernfamilien in einer bürgerlichen Ordnung hin (ebd. 11). Wie sie am Prozess der Nationalstaatenbildung der karibischen Inseln deutlich macht, wurden die grundlegenden Wertekategorien der britischen Gesellschaft und ihres Rechts nicht in Frage gestellt. Die aktuelle Machtelite trägt mit ihrer Kontrolle über den Staatsapparat dazu bei, dass diese kolonialen Wertekategorien von Zivilisation, Geschlecht und Sexualität weiterhin vorherrschend sind und umgesetzt werden. Dabei wird Kriminalisierung als Technologie der Kontrolle zur Überwachung von Sexualitäten – d.h. Stigmatisierung und Illegalisierung verschiedener Arten nicht zeugungsfähiger Sexualität – zu einem wichtigen Ort der Produktion und Re-Produktion von Staatsmacht. Hier findet ein machtvolleres Signifizieren von angemessener Sexualität statt, die eine Unterscheidung einführt zwischen jener Art von Sexualität, welche die Nation in Gefahr bringe, und derjenigen, welche die Erhaltung des Nationalstaates ermögliche (ebd. 14). In dieser aktuellen Kontinuität des imperialen Diskurses und der Verschränkung des Kolonialen und der De-Kolonisierung scheint uns die Frage nach der Implikation des Westens besonders wichtig.

Alexander weist in der Tat darauf hin, dass diese Definition von Nationalität über Sexualität gleichzeitig eine Nostalgie vor-westlicher Zeit heraufbeschwöre. Die Meinung herrscht vor, dass lesbisch und schwul orientierte Menschen, oder solche, die HIV-positiv sind oder AIDS haben, auf eine gesellschaftliche Verunreinigung aus dem Westen zurückzuführen sind. Wesentlich scheint uns hier, dass dadurch anthropologische Kategorien von Reinheit, Ursprünglichkeit und »Eingeborenen«-Sexualitäten reproduziert werden, welche ebenfalls Teil des kolonialen Disziplinierungsapparates waren und sind. Solche Ideen reiner Sexualität werden zudem im Westen/Europa aufgenommen und exotisiert oder zeitweise auch – wenn es um eine Kritik an europäischen hegemonialen Geschlechternormen geht – verherrlicht.

Nebst dieser Exotisierung und Verherrlichung nicht-westlicher Sexualitäten weist der Westen/Europa eine viel weiter gehende Prägung durch die

koloniale Erfahrung auf. So ist das Imperiale nicht nur historisch für die Einsetzung einer normierten Sexualität im (post-)kolonialisierten Kontext bestimmend, sondern auch im (post-)kolonisierenden Kontext. In ihren Überlegungen weist Alexander zwar darauf hin, dass in Europa die Einsetzung einer bürgerlichen Geschlechterordnung aus der Etablierung einer Mittelklasse hervorgegangen ist, dennoch liegt der Fokus ihrer Analyse hauptsächlich auf den Prozessen außerhalb Europas und thematisiert deren Einfluss auf den Westen selbst nur marginal. Demgegenüber schlagen wir mit Homi K. Bhabha und Meyda Yeğenoğlu vor, den Prozess der Implementierung der Kernfamilie und Bestimmung von ›normaler‹ Sexualität in den Kolonien als wechselseitigen Zuschreibungsprozess zu verstehen. Gerade die Widersprüchlichkeit und Ambivalenz dieses Prozesses machen erkennbar, inwiefern die Zuschreibungen auch für die imperiale Geschlechterordnung determinierend waren und sind. In seinem Beitrag *Of Mimicry and Man: The Ambivalence of Colonial Discourse* (1984) beschreibt Bhabha, wie durch koloniale Herrschaftsformen das kolonisierte Subjekt als Mimikry des post-aufklärerischen englischen Selbst geformt wird. Mit Mimikry geht Bhabha nicht von einem essenziellen Selbst aus, sondern versteht das Selbst als Effekt der Darstellung (ebd. 125). Dieser Darstellung sind Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen intrinsisch, da eine Doppel-Artikulation des kolonialen Diskurses stattfindet: Einerseits eignet sich das kolonisierte Subjekt zum Zweck der Kontrolle eine komplexen Strategie der Reform, Regulierung und Disziplinierung an. Andererseits entsteht genau dadurch eine Mimikry, die für Differenz, Zurückhaltung und letztlich Unangemessenheit steht: »colonial mimicry is the desire for a reformed, recognizable Other, as a subject of a difference that is almost the same but not quite« (ebd. 126). Die Doppel-Artikulation liegt im Spannungsfeld von ›fast gleich aber nicht ganz‹. Alexander beschreibt das im Kontext der schwarzen Männlichkeit folgendermaßen: »For Black Nationalist masculinity it was possible to aspire toward imperial masculinity and, if loyal enough, complicitous enough, could be knighted but never enthroned.« (1994: 13) Tatsächlich betont Bhabha, dass sich diese Doppel-Artikulation in Mimikry als eine der effektivsten Strategien kolonialer Herrschaft entwickelt(e) – effektiv im Sinne einer Beherrschung durch Gewähren von nur partieller und unvollständiger Präsenz kolonialer Subjekte. Aber dieselbe Unvollständigkeit bedeutet auch Unfassbarkeit und Flüchtigkeit: Letztlich führt das Imitierende auch zu einer Verwischung von Grenzen. Repräsentation innerhalb des kolonialen Diskurses wird flüchtig, weil es keine Essenz,

kein Selbst beinhaltet. Durch diese Verfremdung des kolonialen Subjekts wird auch die Vorstellung der Identität des kolonisierenden Subjekts untergraben und von seiner vermeintlichen Essenz entfremdet (Bhabha 1984: 129). Es wird also ein gewisses kolonisiertes Subjekt produziert, welches das kolonisierende Subjekt ebenfalls konstituiert, womit letztlich beide von ihrer Identitätssensenz entfremdet werden. Stattdessen entstehen Identitätseffekte. Zugleich wird die koloniale Präsenz in der Repräsentation verleugnet, damit die eigene Identität als authentische aufrecht erhalten werden kann. Die koloniale Präsenz bringt durch diese Verleugnung die eigene Präsenz ständig in Gefahr: »The desire to emerge as ›authentic‹ through mimicry – through a process of writing and repetition – is the final irony of partial representation« (ebd. 129). Authentizität ist permanent durch Mimikry bedroht und muss deshalb ständig neu hergestellt und demonstriert werden. Somit ist Mimikry gleichzeitig und konstitutiv eine Kontrolle über das koloniale Subjekt und eine Bedrohung für die koloniale Autorität (ebd. 126). Die Zuschreibung einer respektablen und ehrbaren Männlichkeit, Weiblichkeit und Sexualität ist in dem Sinne also wechselseitig, als dadurch die Authentizität einer bürgerlichen Geschlechterordnung bestärkt und gleichzeitig durch die anhaltende Bedrohung der kolonialen Mimikry ständig neu artikuliert und demonstriert werden *muss*. In diesem Sinne festigen und unterlaufen koloniale Disziplinierungs- und Regulierungspraktiken eine imperiale Geschlechterordnung und formen sie dadurch mit.

Yeğenoğlu (1998) deutet im Othering als Prozess einer wechselseitigen Zuschreibung auf eine andere und weitere geschlechtliche und sexuelle Dimension hin. Im Anschluss an Said konzentriert sie sich auf das orientalistische Othering und thematisiert die Essenz des Orients als Verdeckung. Die für das orientalistische Othering paradigmatische Figur sieht sie in der verschleierte Frau verkörpert (Yeğenoğlu 1998: 48). Damit eröffnen sich weitere Aspekte im Prozess des Otherings: Durch den Schleier entzieht sich die Frau dem westlichen Sichtbarkeitsregime, das sich in der Aufklärungszeit etabliert hat (ebd. 40).⁷ Mit dieser Figur im Zentrum des Otherings greift sie Elemente auf, die auch Bhabha ausgearbeitet hat, und gibt ihnen eine erweiterte Dimension: Wenn die Essenz des Orients in einer Verschleierung besteht, wird damit die Es-

7 Yeğenoğlu schließt hier an Foucault an, der Sichtbarkeit und Transparenz als jene Technologien sieht, auf der die institutionelle Macht seit der Aufklärungszeit aufbaut.

senz als unfassbar bestimmt. Diese Konstruktion der Unfassbarkeit erzeugt zugleich ein permanentes Begehren nach Entschleierung, Enthüllung und Entdeckung. Darin überschneidet sich das Begehren nach Wissen mit (hetero-)sexuellen Fantasien. Wie bereits Bhabha deutlich machte, erlaubt die Setzung der verschleierte Frau als eine Äußerlichkeit die Selbstbestimmung als christlich-europäisch, wobei diese Identität, die auf dem Prozess des Otherings beruht, ständig bedroht ist. Zudem wird mit Yeğenoğlu deutlich, wie auch im westlichen feministischen Diskurs die ›Befreiung‹ der verschleierte Frau eine wichtige Rolle spielt. Damit rückt sie den *weißen* Feminismus als kolonialen Agenten ins Blickfeld.

Die Ausführungen von María Lugones (2010) treiben gerade diesen Aspekt noch weiter. Mit ihrem Aufsatz spricht sie an, inwiefern die koloniale Logik bis in die feministischen Analyse Momente der europäischen Geschlechterordnung hinein verfolgt werden kann. Daran lässt sich die Vermutung knüpfen, dass Geschlecht nicht nur ein zentraler Bestandteil des Kolonialismus war, sondern umgekehrt auch der Geschlechterdiskurs in sich durch koloniale Momente geprägt ist. Lugones argumentiert, dass die Differenzierung in zwei Geschlechter selbst in einem kolonialen Rahmen untersucht werden muss (ebd. 744). Sie kritisiert damit nicht nur die universalisierende Anwendung geschlechtlicher Konzepte, sondern verweist auch darauf, dass die Differenzierung der Geschlechter selbst ein Merkmal der Zivilisierung war. Die Kolonisierten hingegen wurden als bestialisch eingestuft und »as non-gendered, promiscuous, grotesquely sexual, and sinful« (ebd. 743). Während innerhalb des kolonisierenden Europas allen Menschen Menschlichkeit zugesprochen wurde, wurde diese für die Bewohner_innen der kolonisierten Gebiete angezweifelt. Lugones macht deutlich, dass durch die Zuschreibung ›nicht-menschlich‹ den Kolonisierten ein Gender, also ein kulturelles und soziales Geschlecht, abgesprochen wurde und Sex, das biologische Geschlecht, für die Charakterisierung der Kolonisierten genügte (ebd. 743f).⁸ Lugones betont, dass dieser Punkt wichtig ist, weil gerade neuere

8 Lugones nimmt hier eine begriffliche Verkürzung vor, indem sie in Bezug auf das 18. Jh. von der Unterscheidung Sex/Gender spricht. Das ist etwas verwirrend, da diese Begriffe erst in den 1970er Jahren als Analysekonzepte in der feministischen Theorie Einzug gehalten haben. Dennoch bleibt ihre Überlegung richtig, da sich im 18. Jh. sowohl ein Diskurs über das biologische, anatomische, anthropologische Geschlecht herausbildet wie auch über die »polarisierten Geschlechtscharaktere« (Hausen 1976).

feministische Ansätze, welche den Einfluss von Gender auf Sex deutlich machen resp. die Grenzen zwischen beiden in Frage stellen (Butler 1991), die Gefahr bergen zu verwischen, dass die Trennung zwischen Sex und Gender durchaus eine historische Funktion hatte und die Genderlosigkeit bzw. Alleinstellung von Sex mit der Charakterisierung von Nicht-Menschlichkeit verbunden wurde. Dies verdeutlicht, dass die Konstruktion einer sichtbaren Differenz zwischen Europa und dem kolonialisierten ›Rest‹ intrinsisch mit einem Unterschied in der Geschlechterkonstruktion verbunden war. Richtet man den Blick auf die Herausbildung des binären, im Biologischen verankerten Geschlechts in Europa zur Aufklärungszeit, lässt sich Lugones Einwand zunächst anders betonen und dann auch weiterspinnen. Ihr Argument macht deutlich, dass es für Europäer_innen im kolonialen Rahmen als ein Vorrecht gelten konnte, ein soziales/kulturelles – oder auch ›zivilisiertes‹ – Geschlecht zu haben,⁹ das für die differenzierte Herausbildung der heterosexuellen Geschlechtscharaktere funktional war – auch wenn dieses soziale Geschlecht im biologistischen Diskurs des 19. Jh., die die Geschlechtsidentität durch Sex begründet, nicht explizit wurde. Darüber hinaus müsste damit neu erforscht werden, ob mit dieser Einsicht ex-post erkennbar wird, inwiefern sich die biologisch-essenzialisierende Geschlechterdichotomie mit dem kolonialistischen Diskurs von Natur und Kultur/Zivilisation überschneidet und inwieweit die Unterscheidung in ein biologisches und kulturelles Geschlecht dieser Verknüpfung mit dem kolonialen Diskurs geschuldet ist. Waren es nur inner-europäische Prozesse, die dem Zwei-Geschlechter-Modell (Laqueur 1992) zu einer diskursiven Vormacht verholfen haben? Oder hat sich der Westen und dessen moderne Geschlechterordnung erst anhand des kolonialen Unternehmens als hegemonial hervorbringen können?

Mit diesen Fragen wird deutlich, dass nicht nur untersucht werden muss, wie koloniale Differenzen anhand von Geschlechts- und Sexualitätskonzepten erstellt und aufrecht erhalten wurden, inwiefern dadurch eine Veränderung von Kolonisierten vorgenommen wurde und wie sehr im Prozess der De-Kolonisierung komplexe Verstrickungen und Formen von Reproduktionen des Imperialen dominieren. Sondern es geht auch darum – und das ist für uns hier zentral – wie koloniale geschlechtliche Differenzierungen ihre Markierung im Zentrum selbst hinterlassen ha-

9 Vgl. dazu auch Davis (2001).

ben, nach wie vor hinterlassen und den Westen als solchen mitdefinieren und konstituieren. Wir haben in den bisherigen Ausführungen die Ausrichtung des Sammelbandes auf den Westen resp. auf Europa selbst – das Diesseits, wie wir es im Titel formuliert haben – betont. Dieser Fokus umfasst auch Otheringprozesse innerhalb von Europa. So ist das (post-)koloniale Europa und die Herausbildung des europäischen Selbst damit verbunden, bestimmte Menschen als nicht-europäisch diskursiv zu dislozieren. Hier verschränken sich innerhalb von Europa Geo- und Körperpolitik. Das Augenmerk richtet sich darauf, wie sich das westliche Selbst nicht nur in Abgrenzung zu einem äußeren Nicht-Westen herausbildet, sondern dass das auch für dieses Selbst eine interne Ausdifferenzierung bedeutet: So werden bestimmte Menschen, Traditionen und Kulturen als nicht-westliche markiert und ausgeschlossen. Die europäische Selbstvergewisserung läuft dabei in markanter Weise über die Norm von *Weiß-Sein*. Diese diskursive Wegweisung nicht-*weißer* Menschen aus dem europäischen Raum geht einher mit der Assoziationskette europäisch = *weiss* (vgl. auch Terkessidis 2004). Dies wird zusätzlich, wie El-Tayeb (2011) deutlich gemacht hat, begleitet von einem Diskurs, der behauptet, Rassismus wie auch die Kritik an Rassismus sei vor allem ein US-amerikanisches Problem, dem sich Europa nicht gleichermaßen stellen müsse. Durch die Verschränkung von kolonialen Differenzen, Rassismen und Geschlechterordnungen sowie Sexualität entsteht jedoch ein komplexes Feld mit unterschiedlichsten Machtpositionen, das es kritisch zu beleuchten gilt.

Eine Fokussierung auf den Westen/Europa schließt an Analysen und Kritiken sowohl des Orientalismus wie auch des Okzidentalismus an. Während sich der Orientalismus in der Logik des Otherings auf die Konstitution der Anderen konzentriert, darin jedoch durchaus die Herstellung eines okzidentalischen Selbst mitaufzeigt, konzentrieren sich okzidentalismuskritische Ansätze stärker auf die orientalisierende Gesellschaft (Dietze 2009: 26). So greift Gabriele Dietze den Begriff des Okzidentalismus auf, um die Prägung der deutschen Gesellschaft durch den Bezug auf Okzidentalität als ›überlegene Kultur‹ zu kennzeichnen. Okzidentalität spitzt sie zu als neue Leitdifferenz nach dem Mauerfall, nach September 2001 und der seither verstärkten Islamophobie (ebd. 24). Auch sie stellt fest, dass das Geschlechterverhältnis diesen okzidentalistischen Hegemoniediskurs signiert und die ›bedeckte Frau‹ als zentraler Signifikant der Andersheit fungiert. Mit dem Fokus auf den Okzident wird jedoch

erkenntlich, dass für die kulturell *weiße* Frau eine »Überlegenheitsdividende« (ebd. 35) abfällt, die durch die Abgrenzung gegen die neo-orientalisierten Anderen möglich wird: Die Abgrenzung gegen »den Islam« ermöglicht westlichen Feministinnen die Positionierung als frei und selbstbestimmt und verschafft dem Anliegen der Gleichberechtigung ein breiteres Gehör – dies gerade auch, weil Feministinnen eine Meinungsführungsrolle in der Kritik am orientalistischen Patriarchat übernommen haben (ebd. 35f). In dieser Rolle entsteht eine Verbündung mit westlichen Patriarchen, welche die Notwendigkeit der Emanzipation – für als nicht-westlich markierte Menschen – anerkennen, diese jedoch als im Westen vollzogen und umgesetzt statuieren. Dietze spricht hier von einem okzidentalistischen Geschlechterpakt (ebd. 33f), der letztlich auch auf Kosten westlicher Frauen geschieht: Eine Emanzipation, die als vollzogen deklariert wird, muss nicht mehr gefördert oder umgesetzt werden. Im gleichen Zuge werden so Emanzipationsdefizite in Europa unsichtbar gemacht. Die Figur der verschleierte Frau erinnert jedoch subkutan an die eigene unvollständige Emanzipation (ebd. 35).

Dietze macht damit kenntlich, inwiefern gegenwärtige hegemoniale rassistische Diskurse über »Ausländer_innen« Normen für die »aufgeklärte« und »emanzipierte« westliche Gesellschaft etablieren. Ihre Verwendung des Begriffs Okzidentalismus ist in zweierlei Hinsicht zugespitzt: Zeitlich konzentriert sie sich auf die neuen Migrationsregime in Westeuropa und insbesondere in Deutschland in den letzten Jahrzehnten, durch die Einwander_innen aus arabisch verstandenen Staaten orientalisiert werden (ebd. 27). Zudem fasst sie den Okzident als Abgrenzung gegenüber dem Orient. In ihrer Herleitung des Begriffs schließt sie an Walter Mignolo und Fernando Coronil an, zwei Theoretiker, die den Begriff des Okzidentalismus geprägt haben, ihn jedoch in einem breiteren Sinne verstehen. Aus einer südamerikanischen Perspektive heraus argumentieren sie, dass es eine Koexistenz und eine Intersektionalität von Moderne und Kolonialismus gibt: einen modernen Kolonialismus und eine koloniale Moderne (Mignolo 2000: 22). Mignolo spricht von einem modernen/kolonialen Weltsystem, in dem er verschiedene »globale Designs« (ebd.) ausmacht, wobei er ein erstes solches »Design« um 1492 ansetzt, dem Beginn der ersten Welle kolonialer Expansionen (vgl. auch Wallerstein 1980; 1989 und Dussel 1995; 2001; 2002). Der Orientalismus, der vor allem im 18. Jh. signifikant einsetzt, wird laut Mignolo und Coronil erst vor dem Hintergrund der Expansion im 16. Jh. möglich, durch die sich erste Vorstellungen davon entwickelt haben, was der Okzident sein

könnte. Europa hat sich zu diesem Zeitpunkt bereits durch die Reichtümer aus den Kolonien konsolidiert (Mignolo 2000: 29; vgl. auch Boatcă 2009: 238). Damit wird deutlich, dass für beide Theoretiker der Okzidentalismus dem Orientalismus vorherging bzw. dass der Okzidentalismus die grundlegendere Struktur bildet – eine Struktur, die Mignolo vor allem als eine hegemoniale Erkenntnisperspektive und Wissensform fasst, die sich als globales Machtmodell durchgesetzt hat (Mignolo 2000: 13).¹⁰ Coronil geht in seiner Formulierung des Okzidentalismus noch einen Schritt weiter und fasst in seinem Aufsatz *Jenseits des Okzidentalismus* den Okzident als »Bedingung der Möglichkeit des Orientalismus« (Coronil 2002: 184). Okzidentalismus bezieht sich auf jene Konzeptionen des Westens, die den orientalistischen Repräsentationen zugrunde liegen. Damit will er aber das Schwergewicht nicht etwa auf den Okzident verlagern, sondern »die Genese der Repräsentation in asymmetrischen Machtbeziehungen zutage treten« lassen (Coronil 2002: 184). Und weiter führt er an: »Auf diese Weise werden Eigenschaften als interne und spezifische Charakteristika separater Einheiten dargestellt, die in Wirklichkeit historische Ergebnisse des Austauschs der Völker sind.« (Ebd.) Im Vordergrund steht der relationale, d.h. wechselseitige, aber in Bezug auf Machtverhältnisse asymmetrische, Charakter der Beziehung von Selbst und Anderen. Coronil präsentiert drei okzidentalistische Repräsentationsweisen: der_die Andere kann zunächst als klar abgegrenzte Entität gefasst werden, die dann im historischen Verlauf als Teil des Selbst integriert wird; der_die Andere kann im Selbst einverleibt und so der Beitrag des_der Anderen zur Herausbildung des okzidentalen Selbst verschleiert werden; oder das Selbst wird durch die Anderen destabilisiert, indem den Anderen eine radikale Alterität zugesprochen wird, aus der heraus das Selbst kritisch befragt wird (Coronil 2009: 187-209).

Aus diesen Überlegungen zum Diesseits und der imperialen Geschlechterordnung haben sich für uns eine Reihe von Fragen ergeben, zu denen wir innovative und spannende Beiträge erhalten haben: In welchem Ausmaß sind kritische Einsichten der Gender Studies wiederum kolonisierend, imperialisierend, wirken machtvoll verschleiern? Und inwiefern tragen die Geschlechterverhältnisse wie auch die Geschlechterfor-

10 Für eine kritische Perspektive auf Mignolo siehe Alcoff (2007). Für die Verbindung der »langen Wellen des Okzidentalismus« mit vergeschlechtlichen Mustern siehe Boatcă (2009).

schung selbst zu einer Affirmation des Westens bei? Wie ist im komplexen Spannungsfeld zwischen (post-)moderner und (post-)kolonialer Theorie eine transformative Selbstkritik von Europa ausgehend möglich und wenn ja, wie kann eine solche aussehen? Wie kann (post-)koloniale Kritik an westlichen, *weißen* Feminismen geübt werden, ohne dass der prekäre Subjektstatus von Frauen in der Aufklärungszeit und in der Moderne ausgeblendet wird? Wie können wir in Erfahrung bringen, welcher (post-)koloniale Blick queere Individuen als westliche, hegemoniale Subjekte sichtbar macht, zugleich jedoch die Abgrenzungen queerer Individuen gegenüber Heteronormativität und ihre Subversion von patriarchalen Strukturen nicht verdeckt?

Die Beiträge dieses Sammelbandes greifen unsere Fragen in unterschiedlicher Weise auf. Den Auftakt bildet die Diskussion von Patricia Baquero Torres und Frauke Meyer gefolgt vom Text von Franziska Schutzbach. Beide Beiträge ziehen einen Bogen von kolonialen Praktiken in außereuropäischen Territorien hin zu institutionalisierten, fortdauernden vergeschlechtlichten Politiken in Europa. Der Beitrag von Kristiane Gerhardt verdeutlicht in ihrer Darstellung der Verhandlungen von Männlichkeit, dass innerhalb von Europa ebenfalls von kolonialen und zivilisatorischen Prozessen gesprochen werden kann. Martina Tißberger zeigt in ihrer Diskussion der psychoanalytischen Theorietraditionen auf, dass das europäische Selbst durch die Verwebung von Othering-Prozessen zutiefst geprägt ist. Auch die künstlerische Produktion von Angelika Böck und die Auseinandersetzung mit der Ästhetik des Exotismus von Ladina Fessler artikulieren sich durch den (post-)kolonialen Rahmen hindurch – und können zugleich auf einen Beginn des Durchbrechens dieses Rahmens hinarbeiten. Wie eine Kritik in diesen verwobenen Verhältnissen fundiert werden kann, ergründet der Beitrag von Karin Hostettler. Gabriele Dietze zeigt auf, wie sich feministische Kritik am Patriarchat historisch und aktuell auf orientalistische Figurationen stützt und so eine unheimliche Beziehung bilden, die schwierig zu durchbrechen ist. Wie westliche Feminist_innen dennoch transnational solidarisch agieren können, diskutiert Franziska Dübgen und argumentiert damit für eine Dekonstruktion ›von innen‹.

DIESSEITS DER IMPERIALEN GESCHLECHTERORDNUNG: DIE BEITRÄGE

Koloniale Praktiken und Europa

Das (post-)koloniale Europa und die Herausbildung des europäischen Selbst gehen damit einher, bestimmte Menschen diskursiv als nicht-europäisch zu positionieren. Der Beitrag *Koloniale Muster geschlechtsspezifischer Berufsorientierung* von Patricia Baquero Torres und Frauke Meyer zeigt Kontinuitäten von außereuropäischen, historischen kolonialen und gegenwärtigen innereuropäischen Veränderungsprozessen auf und behandelt damit Kolonien und Metropolen als Bestandteil eines gemeinsamen analytischen Feldes. Dieser Zugang erlaubt es ihnen, die Zuschreibungen im Feld der Pflegeberufe, die in Deutschland von Arbeitgebenden sowie auf institutioneller Ebene vom Bundesministerium vorgenommen werden, in ihrer historischen Tiefe auszuloten und zu differenzieren. So verdeutlichen sie, dass innerhalb dieser Veränderung nochmals Unterscheidungen zwischen Frauen vorgenommen werden: *Women of Color* werden als besonders geeignet für den Pflegeberuf konstruiert, weil ihnen eine besondere Weiblichkeit, Mütterlichkeit und eine speziell wertschätzende Haltung gegenüber älteren Menschen attestiert wird. Schwarze Frauen erscheinen als v.a. für Putzarbeiten geeignet, da sie eher als männlich verstanden werden.

Dass veränderte Frauen selber nicht als Mütter angerufen werden, macht die Intention eines Europas sichtbar, das sich als homogen zu reproduzieren versucht. Dies beinhaltet einerseits die Installierung einer heterosexuellen Strukturierung für die Erneuerung der Gesellschaft¹¹ und andererseits ein Absprechen von Sexualität und Begehren veränderter Frauen. Franziska Schutzbach zeigt in ihrem Beitrag *Bevölkerung, Krise, Nation. Koloniale Kontinuitäten in demografischen Fertilitätsdebatten* einen ›Gattungsauftrag‹ auf, wie er in der WHO-Politik formuliert wird. So richten sich Maßnahmen zur reproduktiven Gesundheit an *weiße*, heterosexuelle Frauen. Diese Anrufung zur reproduktiven Selbstsorge setzt sie in einen globalen Kontext und zeigt somit auf, dass der ›Gattungsauftrag‹ sich in den kolonialen Topos des unterbevölkerten Europas einreicht und durch das Szenario einer drohenden Überbevölkerung des

11 Für die Herausarbeitung einer heterosexuellen Strukturierung zur Erneuerung der Gesellschaft vgl. Yuval Davis (1997) und Alexander (1994).

globalen Südens kontrastiert wird. Dieser historisch in die Aufklärungszeit zurückreichende Topos wirkt sich gegenwärtig auf Migrant_innen und Flüchtlinge aus, indem ihnen eine ›traditionelle‹ Rolle in Reproduktionsfragen zugeschrieben wird. Letztlich wird die Zukunft Europas als Auftrag an eine bestimmte Gruppe innerhalb Europas delegiert und damit das Leben selber innerhalb von Europa hierarchisiert.

Der Beitrag von Kristiane Gerhardt dreht sich um eine Form der innereuropäischen Kolonisation. Ihr Beitrag *Kolonialisierung in Mitteleuropa: Zivilisatorische Moderne und die Transformation jüdischer Männlichkeit* verwirft die Auffassung von Europa als reines Subjekt der Kolonisierung. Die bürgerliche Verbesserung der Juden, ein Umbruch im 19. Jh., der üblicherweise als jüdische Emanzipation gefasst wird, liest sie aus einer (post-)kolonialen Perspektive als Zivilisierungsprozess. Diese Kolonisierung von ›inneren Fremden‹ verdeutlicht sich in der Abwertung neuzeitlicher, gelehrter jüdischer Männlichkeit zugunsten einer bürgerlichen Männlichkeitsvorstellung. Jüdische Männer mussten damit zunehmend ihre Position zwischen der modernen, aufgeklärten Kultur einerseits und der jüdischen Kultur andererseits aushandeln oder sich für eine der beiden entscheiden. Dieser Beitrag macht erkenntlich, inwiefern sich das europäische Selbst in Auseinandersetzung mit dem Judentum als christlich konstituiert(e).

Die ersten drei Beiträge heben die Verknüpfung von vergeschlechtlichen und rassifizierenden Veränderungsprozessen als intrinsisch verbundene hervor: Der Diskurs um Pflegeberufe, die Anrufung zur reproduktiven Selbstsorge wie auch die innere Zivilisierung von Juden verhandeln immer auch Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder sowie Stereotype über Kulturen, Ethnien und ›Rassen‹. Martina Tißberger argumentiert demgegenüber, dass die sexuelle Differenz genealogisch gesehen der rassischen Differenz vorausgeht. Whiteness trägt zur Konstitution des Subjekts bei, entzieht sich jedoch dem Bewusstsein und entfaltet gerade durch diesen Entzug seine große Wirkmächtigkeit. Ihr Beitrag »[...] ist doch auch das Geschlechtsleben des erwachsenen Weibes ein dark continent für die Psychologie« nimmt den Subjekt-Begriff der Psychoanalyse zum Gegenstand der Untersuchung. Ein solches Subjekt kann nur über verschiedene Ausschlüsse hervortreten, die in unterschiedlichen Anfangsfiguren sichtbar werden. Geschlecht bzw. die sexuelle Differenz stellt die Anfangsfigur dar und artikuliert sich durch den ›dunklen Kontinent‹, der als Allegorisierung Afrikas für ›Rasse‹ steht. Damit wird Rassismus zu einem *verschobenen* Anfang. Diesem geht wiederum Antise-

mitismus als eine Form des Rassismus voraus, die sich in der Psychoanalyse nicht explizit formulieren kann und damit den *verdrängten* Anfang darstellt. Der Beitrag macht deutlich, dass das *weiße* Selbst in der psychoanalytischen Tradition grundlegend in Rassismen, Sexismen und Antisemitismen verankert wird. Die Bemächtigungsgeschichten der Moderne werden als Erbe auch in aktuellen Ansätzen weitertradiert. Doch genauso wie Rassismen, Sexismen und Antisemitismen Teil des Unbewussten sind, sieht Tißberger in einem anderen Teil des Unbewussten ein revolutionäres Potential, das sich jedoch erst durch eine interdependente Herangehensweise voll entfalten kann.

(Post-)koloniale künstlerische Produktion

Im Bereich der Kunst eröffnen sich Möglichkeiten, westliche Vorstellungen, Blickregime und Stereotypen zu thematisieren und kritisch zu hinterfragen. Angelika Böcks Beitrag *Was bilden wir uns eigentlich ein?* befragt Personen im Jemen wie auch in Deutschland zu ihren Assoziationen beim Anblick einer verschleierten Frau. Die Antworten machen unterschiedliche Blickregime erkennbar, welche jeweils durch geografisch und kulturell verortete Parameter determiniert scheinen. Während der jemenitische Blick den Schleier zu durchdringen vermag und zur Imagination eines weiblichen Lebensentwurf anregt, prallt der deutsche Blick daran ab. Der Schleier als Leinwand und Projektionsfläche wird hier zu einem Spiegel, der das Selbst des Gegenübers sowie seine Einbildungen lediglich rück-spiegelt. Böck selber exponiert sich in diesem Spiegel-Spiel, indem sie es nicht bei einer einseitigen Frage- resp. Antwortrichtung belässt, sondern ihre Sichtweise in die Befragung mit hinein bringt. So entstehen ›dialogische Porträts‹, die der Frage nach Identität im Zwischenbereich von Realität und Fiktion nachgehen und das klassische westliche Porträtverständnis an der interkulturellen und (post-)kolonialen Grenze erweitert.

Die Reflexion als Blickverhältnis nimmt Ladina Fessler in ihrem Beitrag *Das ›Going Native‹ des primitivistischen Künstlers und die exotische Frau. Victor Segalens kritische Ästhetik des Exotismus* ebenfalls auf. Durch den Blick von Segalen verortet sie die Figur des Künstlers Gauguin und damit einer der wichtigsten Exponenten des Primitivismus in einem reflektierten kolonialen Rahmen. Dem Konzept des ›Going Native‹ folgend, verbrachte Gauguin die letzten Jahre seiner Lebens- und Schaffenszeit auf den Marquesas Inseln im Südpazifischen Ozean. Wie

Segalen argumentiert, reproduziert Gauguin in seinen Bildern jedoch nicht einfach den gängigen Exotismus dieser Zeit, der in der Darstellung der ›fremden‹ Frau kulminiert. Stattdessen verortet er in diesen Bildern eine selbstreflexive Dimension, in der das Gegenüber als Subjekt gefasst wird, dessen Perspektive letztlich uneinnehmbar bleibt. Die Annäherung an das ›Fremde‹ – dessen grundlegende kulturelle und geschlechtliche Differenz in der Segalenschen Exotismuskonzeption festgeschrieben bleibt – muss damit misslingen. Der Künstler Gauguin bleibt hier in einer Ambivalenz – der Fremd- und Subjektsetzung zugleich – verfangen, die ihn aber gerade zu dem macht, wofür er steht: eine außergewöhnliche, schillernde und gar monströse Figur. In der Reflexion dieser Figur, wie sie in den Texten von Segalen stattfindet, ortet Fessler geschlechter- und kolonialkritische Momente. Dieser Beitrag weist nicht nur darauf hin, wie sehr Kolonien für die Bildung der europäischen primitivistischen Kunstform konstitutiv waren, sondern vermag auch aufzuzeigen, wie die Binarität von Geschlechtlichkeit in der Vermengung mit dem Außereuropäischen verwischt und hinterfragt wird.

Kritik und Überwindung

Während Fesslers Beitrag eine Utopie erkennen lässt, in der kulturelle und geschlechtliche Grenzen zu verwischen beginnen, setzt sich Karin Hostettler mit dem Beitrag *Kritische Verwicklungen des kultivierten Begehrens. Bürgerliche Geschlechterordnung, eurozentrische ›Rassen‹theorie und die Frage der Kritik bei Immanuel Kant* mit dem Themenfeld Kritik auseinander. Dabei fragt sie nach einer Perspektive, die eine kritische Hinterfragung der Moderne erlaubt – eine Moderne, welche sich gerade durch eine kritische aufklärerische Haltung charakterisieren lässt. Sie führt diese Diskussion anhand einschlägiger Texte von Kant und verdeutlicht, dass eine feministische Lesart es nicht versäumen darf, auch ›rassen‹theoretische und eurozentristische Elemente zu untersuchen. Sie argumentiert, dass das Geschlechterdenken mit der aufkommenden Theoretisierung von ›Menschenrassen‹ konstitutiv verbunden ist. Doch diese Kritik an der Kritik eröffnet weiter gehende fundamentale Fragen – gerade auch, weil Kant selber in einer kritischen Tradition zu verorten ist, die auch von Foucault weitergetragen wird. Kant bleibt – über Foucault – eine wichtige Referenz für Kritik, weshalb Hostettler hervorhebt, dass nur eine ambivalente und paradoxe Haltung eingenommen werden kann: mit der westlichen Kritiktradition gegen sie selber argu-

mentierend versuchen, auf Ausschlüsse, Hierarchisierungen und Unsagbarkeiten hinzudeuten und subalternisiertes Wissen geltend zu machen. Damit lotet Hostettler aus, wie eine Kritik ›von innen heraus‹ nicht nur notwendig, sondern auch möglich ist.

Gabriele Dietze nimmt eine Traditionslinie der feministischen Kritik in den Blick und befragt sie auf deren Orientalismen hin. Ihr Beitrag *Feministischer Orientalismus und Sexualpolitik. Spuren einer unheimlichen Beziehung* beschreibt, wie der radikale Strang des amerikanischen und europäischen Feminismus und deren Fokus auf sexuelle Emanzipation mit einer orientalistischen Kontrastfolie verwoben ist: Der Orient wird immer wieder als Hort besonderer asymmetrischer Geschlechterverhältnisse konstruiert und für Primitivität, dekadente Raffinesse wie auch uferlose Sexualität und Gefangenschaft als exemplarisch gesetzt. Dietze erklärt sich diese kollektive okzidentalistische Imagination damit, dass orientalistische Konstruktionen es den feministischen Anliegen erlauben, im westlichen Kontext weniger Widerstand zu provozieren. Die Verlagerung radikaler Kritik nach ›außen‹ wirft eine ›okzidentalistische Dividende‹ ab, die eine bessere Durchsetzbarkeit feministischer Anliegen im Nahbereich verspricht. Diese Form einer ›okzidentalistischen Selbstaffirmation‹ – welche nicht widerspruchsfrei bleibt, da die Geschlechterasymmetrien eines imaginierten Orients und deren Emanzipationsdefizit an die Unvollständigkeit der eigenen Emanzipation erinnern – ist nach Dietze ›unheimlich‹. Die Durchbrechung dieser ›unheimlichen‹ Beziehung bleibt schwierig. Dietze fordert dazu eine Bewusstwerdung über die eigene Positionierung und Bündnisse zwischen Feminist_innen, um die Perspektive auf einen transnationalen, transkulturellen Feminismus verstreuter Hegemonien setzen zu können.

Auf welcher Grundlage eine transnationale, transkulturelle Verschwisterung im Feminismus möglich ist, geht der Beitrag *Global Sisterhood Revisited. Möglichkeiten und Fallstricke grenzüberschreitender Solidarität* von Franziska Dübgen nach. Ihre zentrale Frage ist, ob eine in Westeuropa verankerte transnationale Verschwisterung durch die Fallstricke imperialer Ideologeme zum Scheitern verurteilt sei oder ob die Ideologiekritik und Dezentrierung Raum schaffen kann. In Anlehnung an Spivak und an ihre Diskussion von Kant argumentiert sie, dass der westliche Feminismus ›von innen‹ dekonstruiert werden muss, um dessen binäre Identitätskonstruktion und homogenisierende Politik zu kritisieren, aber auch um ermächtigende Elemente erneut zu reaktivieren. Erst diese dekonstruktive Arbeit ermöglicht laut Dübgen eine kritische An-

eignung und Dezentrierung des westlichen Feminismus. Der Schritt hin zur konkreten solidarischen Praxis ist dadurch von einem langwierigen Lernprozess begleitet, der stets offen für Selbstkritik sein muss. Zugleich braucht es ein dialektisches Verhältnis zwischen Gleichheit – dies in Bezug auf Partizipationsrechte – und Differenz, die sie in Bezug auf differenzsensible Sprechweisen zur besonderen Stärkung besonders verwundbarer Akteur_innen einfordert. Dieser Beitrag eröffnet somit eine Perspektive zum Umgang mit imperialen Festschreibungen im westlichen Feminismus und macht klar: Eine Bewussterwerb über die eigene Positionierung, eine fortlaufende Bildungsarbeit als strategisches Mittel und die Diskussion in konkreten Bündnissen zwischen Feminist_innen ist unbedingt notwendig für eine Erweiterung der Perspektive auf einen transnationalen, transkulturellen Feminismus hin.

Editorische Anmerkung

Die Autor_innen haben gemäß ihren Beiträgen unterschiedliche Formen geschlechtergerechter Sprache gewählt und machen die Konstruktion von Differenzkategorien auch auf verschiedene Art kenntlich. Da sich sprachliche Entscheidungen an Inhalte knüpfen, haben wir uns gegen eine Vereinheitlichung der diskriminierungsfreien Sprache entschieden. Auch die Ausführlichkeit der Verwendung von einfachen Anführungszeichen wurde den Autor_innen überlassen.¹²

LITERATUR

- Alcoff, Linda Martín (2007): »Mignolo's Epistemology of Coloniality«, in: *The New Centennial Review* Nr. 7 (3), S. 79-101.
- Alexander, Jacqui M. (1994): »Not Just (Any) Body Can Be a Citizen: The Politics of Law, Sexuality and Postcoloniality in Trinidad and

12 Dieser Sammelband ist im Rahmen des Gender Studies Graduiertenkollegs *Repräsentation, Materialität und Geschlecht* an der Universität Basel entstanden. Wir danken all jenen herzlich, die uns bei der Arbeit an diesem Sammelband unterstützt haben: Katrin Meyer, Ute Kalender, Persson Perry Baumgartinger, Claudia Brunner, Patricia Purtschert, Karin Renold, Angelika Baier, Francesca Falk. Ein herzliches Dankeschön geht auch an jene, die auf indirekte Art die Arbeit am Sammelband unterstützt und ermöglicht haben.

- Tobago and the Bahamas«, in: *Feminist Review* 48 (Autumn), S. 5-23.
- Apusigah, Agnes Atia (2006): »Is gender yet another colonial project? A critique of Oyeronke Oyěwùmi's proposal«, in *QUEST: An African Journal of Philosophy / Revue Africaine de Philosophie* Vol. XX (1-2, Special issue on African Feminisms), S. 23-44.
- Bakare-Yusuf, Bibi (2003): »Yoruba's don't do Gender: A critical Review of Oyeronke Oyewumi's The Invention of Women: Making an African Sense of Western Gender Discourses«, in: *African Identities* 1 (1), S. 121-142. http://www.codesria.org/IMG/pdf/BAKERE_YUSUF.pdf (14.03.2013).
- Baumgartinger, Persson Perry (2008) »Lieb[schtean] Les[schtean], [schtean] du das gerade liest... Von Emanzipation und Pathologisierung, Ermächtigung und Sprachveränderungen«, in: *liminalis – Die Zeitschrift für geschlechtliche Emanzipation und Widerstand* 2, S. 24-39. http://liminalis.de/2008_02/Liminalis-2008-Baumgartinger.pdf (09.09.2013)
- Beauvoir, Simone de (2008 [1949]): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (9. Auflage).
- Bhabha, Homi (1984): »Of Mimicry and Man: The Ambivalence of Colonial Discourse«, in: *October* 28 (Spring), S. 125-133.
- Boatcă, Manuela (2009): »Lange Wellen des Okzidentalismus. Ver-Fremden von Geschlecht, ›Rasse‹ und Ethnizität im modernen Welt-system«, in: Gabriele Dietze/Claudia Brunner/Edith Wenzel (Hg.), *Kritik des Okzidentalismus: Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht*, Bielefeld: transcript, S. 233-249.
- Butler, Judith (1991[1990]): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (Hg.) (2002): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Coronil, Fernando (2002 [1996]): »Jenseits des Okzidentalismus. Unterwegs zu nichtimperialen geohistorischen Kategorien«, in: Conrad/Randeria, *Jenseits des Eurozentrismus*, S. 177-218.
- Davis, Angela Y. (2001): *Women, race and class*, London: Women's Press.
- Dietze, Gabriele (2009): »Okzidentalismuskritik. Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektivierung«, in: Gabriele Dietze/Claudia Brunner/Edith Wenzel (Hg.), *Kritik des Okzidentalismus:*

- Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht, Bielefeld: transcript, S. 23-54.
- Dussel, Enrique (1995): *The Invention of the Americas: Eclipse of ›the Other‹ and the Myth of Modernity*, New York: Continuum International Publishing Group.
- Dussel, Enrique (1996): *Underside of Modernity: Apel, Ricoeur, Rorty, Taylor, and the Philosophy of Liberation*, New York: Humanities Press.
- Dussel, Enrique (2002) »World-System and ›Trans‹-Modernity«, in: *Nepantla: Views from the South* 3(2), S. 221-244.
- Dussel, Enrique/Lange-Churión, Pedro/Mendieta, Eduardo (2001): »The ›World System‹: Europa as ›Center‹ and Its ›Periphery‹, Beyond Eurocentrism«, in: Pedro Lange-Churión/Eduardo Mendieta (Hg.), *Latin America and Postmodernity: A Contemporary Reader*, Amherst: Humanity Books, S. 93-121.
- Eggers, Maureen Maisha/Arndt, Susan/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy (2005): *Mythen, Masken, Subjekte. Kritische Weisheitsforschung in Deutschland*, Münster: Unrast-Verlag.
- El-Tayeb, Fatima (2001): *Schwarze Deutsche: der Diskurs um »Rasse« und nationale Identität 1890-1933*, Frankfurt a.M: Campus.
- El-Tayeb, Fatima (2011): *European Others. Queering Ethnicity in Post-national Europe*, Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Fabian, Johannes (1983): *Time and the Other: How Anthropology Makes its Object*, New York: Columbia UP.
- Foucault, Michel (1992 [1978]): *Was ist Kritik?* Berlin: Merve Verlag.
- Foucault, Michel (2005 [1984]): »Was ist Aufklärung?«, in: Daniel Defert, François Ewald, Jacques Lagrange (Hg.). *Michel Foucault, Dits et Ecrits. Schriften*, Frankfurt a.M: Suhrkamp, S. 687-707.
- Gutiérrez Rodriguez, Encarnacion/Steyerl, Hito (2003): *Spricht die Subalterne Deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*, Münster: Unrast-Verlag.
- Ha, Kien Nghi/al-Samarai, Nicola Lauré/Mysorekar, Sheila (2007): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*, Münster: Unrast-Verlag.
- Hall, Stuart (2002): »Wann gab es das ›Postkoloniale‹? Denken an der Grenze«, in: Conrad/Randeria, *Jenseits des Eurozentrismus*, S. 219-246.

- Hausen, Karin (1976): »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart: Klett, S. 363-393.
- Herrmann, Steffen K. (2003): »Performing the Gap - Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung«, in: *arranca!* 28, Berlin: Aneignung I, S. 22-26. <http://arranca.org/ausgabe/28/performing-the-gap> (09.09.2013)
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib 1750-1850, Frankfurt a.M.: Campus.
- Kilomba, Grada (2008): *Plantation memories. Episodes of everyday racism*. Münster: Unrast-Verlag.
- Laqueur, Thomas (1992): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Lévinas, Emmanuel (1990 [1961]): *Totalité et Infini: essai sur l'extériorité*, Paris: Livre de Poche.
- Lévinas, Emmanuel (2006 [1995]): *Altérité et transcendance*, Paris: Livre de Poche.
- Lugones, María (2007): »Heterosexualism and the Colonial/Modern Gender System«, in: *Hypathia* 22 (1), S. 186-209.
- Lugones, María (2010): »Toward a Decolonial Feminism«, in: *Hypathia* 25 (4), S. 742-209.
- McClintock, Anne (1995): *Imperial Leather*, New York/London: Routledge.
- Mignolo, Walter D. (2000): *Local Histories/Global Designs: Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking*, Princeton/New Jersey: Princeton UP.
- Mohanty, Chandra T. (1988): »Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourse«, in: *Feminist Review* 30, S. 61-88.
- Oguntoye, Katharina/Opitz, May/Schultz, Dagmar (1986): *Farbe beken- nen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*, Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Oyěwùmí, Oyèrónké (1997): *The Invention of Women. Making an African Sense of Western Gender Discourses*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Purtschert, Patricia/Lüthi, Barbara/Falk, Francesca (Hg.) (2012): *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*, Bielefeld: transcript.

-
- Said, Edward W. (2009 [1978]): *Orientalismus*, Frankfurt a.M: S. Fischer Verlag.
- Spivak, Gayatri C. (1985): »The Rani of Simur. An Essay in Reading the Archives«, in: Francis Barker et al. (Hg.): *Europe and its Others*, Colchester: University of Essex, S. 128-151.
- Spivak, Gayatri C. (1988): »Can the Subaltern Speak?«, in: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (Hg.), *Marxism and the Interpretation of Culture*, Urbana: University of Illinois Press, S. 271-313.
- Spivak, Gayatri C. (1988 [1985]): »Subaltern Studies. Deconstructing historiography«, in: Gayatri C. Spivak, *In Other Worlds*, London/New York: Routledge, S. 197-221.
- Terkessidis, Mark (2004): *Banalität des Rassismus*, Bielefeld: transcript.
- Trinh T. Minh-ha (1989): *Woman, Native, Other: Writing Postcoloniality and Feminism*, Bloomington: Indiana UP.
- Trouillot, Michel-Rolph (2002): »Udenkbare Geschichte. Zur Bagatellisierung der haitischen Revolution«, in: Conrad/Randeria, *Jenseits des Eurozentrismus*, S. 84-115.
- Wallerstein, Immanuel (1974) *The Modern World-System I. Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century*, Berkeley: University of California Press.
- Wallerstein, Immanuel (1980): *The Modern World-System II. Mercantilism and the Consolidation of the European World-Economy, 1600-1750*, Berkeley: University of California Press.
- Wallerstein, Immanuel (1989): *The Modern World-System III. The Second Era of Great Expansion of the Capitalist World-Economy, 1730s-1840s*, Berkeley: University of California Press.
- Yeğenoğlu, Meyda (1998): *Colonial fantasies: Towards a feminist reading of Orientalism*, Cambridge: Cambridge UP.
- Yuval-Davis, Nira (2008 [1997]): *Gender & Nation*, London: Sage.